

Nr. 4. Bromberg, den 5. Januar 1930.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(19. Fortsetzung.

Es war in der Tat der nämliche Strom, den sie schon wieder kreuzen mußten, und mit denselben Schwierigkeiten hatten sie dabei zu kämpfen. Der Doktor, durch die frühere Gefahr gewarnt, hielt sich diesmal unmittelbar hinter den Packtieren und rührte den Zügel seines Pferdes nicht an. So kam er glücklich hinüber. Aber auch drüben wurde kein Halt gemacht, sondern weiter ging es, auf einem besseren Weg, in scharfem Trab noch etwa drei Stunden lang, bis sie den Strom zum drittenmal erreichten. Er erschien ihnen hier etwas schmaler als vorher, war aber auch viel reißender, da das Flußbett hier mehr Fall hatte. Meier, der sich jetzt an ihrer Seite hielt, behauptete, daß es ganz unmöglich sei, diese Stelle zu passieren, wenn der Fluß nur um zwölf oder sechzehn Zoll höher angeschwollen wäre; denn verlöre ein Pferd, von der furchtbaren Wassermasse gedrängt, hier den festen Halt, so sei Roß und Reiter rettungslos verloren, da sie überall gegen die im Strom liegenden Felsen geschleudert und nie das andere Ufer gewinnen würden.

Wie sie diese Stelle aber passiert hatten, machten sie Halt. Schon stieg am andern Ufer der Qualm eines von Cruzado entzündeten Feuers empor; den Tieren wurden ihre Päcke abgenommen, daß sie das frische Ufergras abweiden konnten, und der alte Chilene ließ einen seiner Lebensmittelsäcke öffnen, der Kaffee, Mehl, Reis, getrocknetes Fleisch und andere Herrlichkeiten enthielt. Aber nur zwei Stunden rasteten sie, dann wurden die Tiere wieder eingefangen und bepackt, und der Zug setzte sich aufs neue in Bewegung.

„Hören Sie einmal, Herr Meier“ sagte da Reiwald, der nach der Erfrischung und einer Mahlzeit, der er sich mit Leib und Seele hingegeben, vortrefflicher Laune war, sie ritten gerade nebeneinander hin auf dem hier ziemlich breiten Weg, „Ihr Begleiter heißt Cruzado, wie?“

„Ja, — allerdings,“ nickte Meier; „komischer Name für einen Christenmenschen.“

„Und wie ist Ihr Vorname?“

„Karl.“

„Hm, — sonderbar! Unterwegs, als wir bei dem kleinen gastfreien Chilenen, einem Sennor Acharan, übernachteten, holte uns ein Beamter von Valdivia ein und suchte ein paar „Verbrecher“, wie er sagte, die — die ganz ähnliche Namen hatten.“

„So?“ sagte Meier trocken.

„Ja,“ nickte Reiwald; „kurz vorher sollte ein Kampf mit einem Zollboot stattgefunden haben, in dem ein paar Beamte erschossen und ertrunken waren, glaube ich, — und nun setzten sie hinter ihnen drein.“

„Erschossen und ertrunken.“

„Jawohl, eine reine Mordgeschichte.“

„So? Nun — und?“ sagte Meier mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt, — „haben sie sie gekriegt?“

„Hm!“ lachte Reiwald vor sich hin, denn er wußte jetzt wohl, daß er aus einem Kreuzverhör nichts weiter herausbekommen würde, — „ich — glaube kaum.“

„Schade,“ sagte Meier, setzte seinem Tier die Sporen ein und sprengte weiter nach vorn.

14. Die Otra Banda.

An dem Nachmittag kreuzten sie den Fluß noch zweimal und lagerten, aber erst sehr spät, an dessen anderem Ufer. Am Himmel zeigte sich eine auffallende Veränderung: Es bildeten sich weiße, federartige Streifen, die von Süd nach Norden quer über das ganze Firmament hinüberlagen und Cruzado veranlaßten, manchen unruhigen Blick dort hinaufzuwerfen. Woher der Wind kam, ließ sich in dem engen Tal nicht gut erkennen, denn er stieß sich an allen Hängen und wehte da unten bald von der, bald von jener Seite. Nach Norden zu verdeckte außerdem der Wald und der Höhenzug den freien Blick, aber eine Änderung im Wetter war jedenfalls bemerkbar, und die Jahreszeit ebenfalls weit genug vorgerückt, um das Schlimmste befürchten zu müssen. Es ließ sich aber nichts weiter in der Sache tun; die Nacht durch konnten sie nicht weiter; erstlich hätten die Tiere die übermäßige Anstrengung nicht ausgehalten, und dann wären sie auch bei jedem Schritt im Walde drin, bei all dem niedergebrochenen Holz, der Gefahr ausgesetzt gewesen, zu stürzen und sich zu beschädigen. Tageslicht mußten sie deshalb wieder abwarten, hatten sie doch auch gerade morgen den beschwerlichsten und mühsamsten Weg vor sich.

Die Nacht war herrlich, und Reiwald bemerkte, so wundervoll hätte er die Sterne noch in seinem ganzen Leben nicht funkeln sehen, wie gerade heute, wozu Meier bedenklich den Kopf schüttelte, und wünschte, daß sie sich morgen abend auch noch so darüber freuen könnten. Auf weiteres wollte er sich nicht einlassen, verzehrte in aller Geschwindigkeit einen halben Topf voll Reis und getrocknetes Fleisch, was zusammen zu einer Mahlzeit gekocht war und vortrefflich schmeckte, rollte sich dann in seinen Poncho ein, legte sich unter einen etwas vorspringenden Felsen und war in einigen Minuten fest eingeschlafen.

Nicht sobald wurden der Doktor und Reiwald mit ihrem Schlafplatz fertig, denn es war das erstemal in ihrem Leben, daß sie im Freien unter einem Baum lagern sollten. So aber hatten sie es sich immer gedacht: unter blühenden Büschen, über denen die riesigen Waldbäume geheimnisvoll mit ihrem Laube rauschten, während die Sterne vom tief dunkelblauen Himmel niederfunkelten. Dazu das plätschernde Murmeln des vorbeispringenden Bergstromes und ein mächtiges Feuer, das mit seinem Glutenlicht die nächststehenden Büsche rot beleuchtete, — es war wundervoll. Soupiert hatten sie ebenfalls vortrefflich, und wenn es auch fraglich ist, ob nicht die nämliche Kost, ebenso zubereitet, im Hotel und unter gewöhnlichen Verhältnissen von ihnen mit Nasenrümpfen beiseite geschoben worden wäre, so mochte wohl die körperliche Anstrengung den ganzen Tag über, das noch ungewohnte scharfe Reiten und die frische, gesunde Luft, in der sie sich bewegten, viel dazu beigetragen haben, ihren Appetit zu schärfen. Auch ihren Gliedern tat die Ruhe auf dem Waldmoos gut. Behaglich streckten sie sich aus.

„Himmlisch!“ sagte Reiwald. „Betrachten Sie die pittoreske Gruppe dort am Feuer, — diese braunen, ausdrucksvollen Gesichter, mit welcher Vorsicht sie ihre Papierzigarren rauchen.“

„Der Meier ist auch ein kostbarer Kerl“, lächelte der Doktor, „eigentlich so ein Überall und Nirgends, immer geschäftig, aber doch wieder mit einem gewissen Phlegma, das ihn nichts hastig tun läßt.“

„Praktisch genug“, sagte der Doktor.

„Das gewiß, apropos, Doktor, wissen Sie wohl, daß ich glaube, unsere beiden neuen Reisegefährten sind die nämlichen, hinter denen die Polizei her war?“

„Was geht uns das an!“ meinte der Doktor, der müde wurde. „Das mögen sie mit der Polizei ausmachen. Ich denke, wir schlafen, damit wir morgen früh wieder beizeiten munter sind und unseren Kaffee kochen können.“

„Haben Sie keine Angst,“ sagte Reiwald, „ohne Kaffee reite ich nicht wieder fort.“

Das Gespräch wurde damit abgebrochen; die übrigen zogen sich ebenfalls auf ihre verschiedenen Schlafplätze zurück, und nur Cruzado saß noch lange am Feuer, horchte auf das Rauschen des Windes und warf dann und wann den Blick nach den Sternen hinauf, die heute abend lustig zu tanzen schienen, — immer ein böses Zeichen, das schlechtes Wetter kündet. Endlich legte auch er sich zur Ruhe und das Feuer brannte langsam nieder.

Am nächsten Morgen war er aber der erste wieder auf, und ein Blick nach oben überzeugte ihn auch, daß eine Veränderung im Wetter bevorstand. Der blaue Himmel war verschwunden; im Osten zeigte sich allerdings noch ein schmaler Streifen, und als die Sonne später aufging, warf sie ihr Licht voll und klar auf die Kuppen und Höhen, aber sie verschwand auch augenblicklich wieder in der Wolkenschicht, die dicht vor ihr lagerte, und grau und bleiern dehnte sich der Himmel über das weite waldige Land.

Rasch wurden die Rüstungen zum Weitermarsch betrieben, und während Reiwald seinen Topf mit Wasser zum Feuer rückte und den gestern schwer entbehrten Kaffee besorgte, mußte der Doktor die Tiere mit herbeitreiben und das Gepäck auflegen helfen. Schloß sich davon doch selbst Don Enrique nicht aus. Ein kurzer Imbiß wurde dann allerdings eingenommen, aber die Leute gönnten sich kaum die Zeit, dazu niederzusitzen, und der alte Chilene saß auch schon wieder marschfertig im Sattel und schien ungeduldig die noch zögernden Gefährten zu erwarten.

So bequem und eben aber bis jetzt der Weg gewesen war, so viel rauheren Boden fanden sie nun, und wieder mußten sie den Witchi-Leufu kreuzen, der hier schon an einzelnen Stellen durch gewaltige und schroffe Felswände eingeengt wurde. Je höher sie in die Berge hinaufkamen, desto schmaler wurde er, denn desto weniger Zuwachs erhielt er aus einmündenden Seitentälern; desto stürmischer floß aber auch sein Wasser, und manchmal war es beinahe, als ob es den Pferden die Beine unter dem Leibe wegziehen müßte. Glücklicherweise stand es nicht hoch; die lange Trockenheit hatte die Zuflüsse erschöpft und der kurze Regen von neulich war schon von hier ab wieder zu Tal gelaufen.

Etwa um zwei Uhr des Mittags kreuzten sie ihn zum letztenmal als Fluß, hier begann aber auch der eigentliche Bergrücken der Kordilleren, der so steil emporlief, daß die Packtiere nur im Schritt gehen konnten und oft stehen bleiben und verschnaufen mußten. Der Pfad wurde dabei so schmal, daß sie genötigt waren, einzeln zu gehen. Cruzado führte jetzt den Zug, der sich langsam den Berg hinanzog.

Und immer steiler wurde der Weg, — es war schon fast, als ob sie die Höhe des scheidenden Bergrückens erreicht hätten, denn links und rechts türmten sich wohl die Kuppen noch steil und hoch empor, wenn auch bis oben hin mit Buschwerk bewachsen, vor ihnen aber lag nur noch ein schmaler Rücken, der genau so aussah, als ob man in zehn Minuten hätte hinanlaufen können. Die Entfernungen täuschen aber in diesen Bergen. Bald kamen die Reisenden zu einer Stelle, die so steil und schroff auflief, daß die Packtiere nicht einmal mit ihrer Last hinanklettern konnten. Dort wurde plötzlich gehalten, und Reiwald rief fast unwillkürlich aus: „Nanu?“

„So,“ sagte Meier, der neben ihm vom Pferde sprang, „jetzt sind wir so weit, — jetzt kann's losgehen.“

„Losgehen, was?“

„Das Buckeln,“ meinte der Deutsche lachend. „Ja, ja, mein lieber Herr Reiwald, kommen Sie nur auch herunter, das hilft nichts, jetzt nimmt jeder von uns einen Ledersack auf den Buckel und steigt damit den Berg hinauf.“

„Alle Teufel, dort hinauf?“

„Ja, wenn Sie nicht gesonnen sind, Ihr Gepäck unten zu lassen. An dieser Stelle trägt es Ihnen kein Pferd in die Höhe, — nicht einmal ein Maultier, denn die Last würde es hintenüberreißen.“

„Na, das ist ein Vergnügen,“ sagte der Doktor. „Und nachher wahrscheinlich auf der anderen Seite wieder hinunter?“

„Nein,“ lachte Don Carlos, „so schlimm ist's nicht; da drüben sind die Berge nicht so steil.“

„Also sind wir jetzt wirklich schon gleich oben auf den Kordilleren?“ fragte Reiwald, „die habe ich mir aber viel höher gedacht.“

„Seien Sie froh, daß sie hier nicht höher sind!“ Also angefaßt, meine Herren, daß wir nicht zu lange Zeit versäumen, — das Wetter sieht sehr verdächtig aus. Um Ihre Pferde brauchen Sie sich indessen nicht zu kümmern, auf die wird Don Enrique achtgeben, und fortlaufen können sie auch nicht; sie müßten denn wieder zurückwollen.“

Die beiden Deutschen folgten kopfschüttelnd dem Befehl; es half auch nichts. Cruzado und die Indianer hatten schon von drei Packtieren die Last abgeworfen und waren eben dabei, die übrigen gleichfalls freizumachen. Als das geschehen war, damit die Tiere die Zwischenzeit benutzen mochten, sich zu erholen, und das ziemlich dürftige Futter zu suchen, das hier oben wuchs, nahm jeder der Leute einen der fünfzig bis sechzig Pfund wiegenden Säcke auf die Schultern, und stieg langsam, aber stetig den Berg hinan. Doktor Pfeifel und Reiwald folgten. Im Anfang ging es auch ziemlich gut, aber es war, als ob der Sack mit jedem Schritt schwerer, der Berg immer steiler würde, so daß sie alle Augenblicke hielten, verschnauften und nach oben sahen.

„Sapperment“, keuchte Reiwald dabei, „wozu haben wir nun das Dienstmann-Institut wenn die Kerle nie da sind, wo sie gebraucht werden! Nennen Sie das zu Ihrem Vergnügen reisen, Doktor?“

„Vergnügen?“ brummte dieser. „Ich habe noch keins dabei gefunden, und die Sache wird immer besser.“

„Ein Heidenglück nur, daß wir noch die neuen Hilfstruppen bei uns haben, sonst hätten wir alles allein besorgen können.“

„Ich würde mich gehütet haben“, knurrte Pefile, dem der Schweiß von der Stirne troff, „hätte ich nur erst den einen verdammten Sack oben“.

„So? Untrn liegt noch einer für Sie“, stöhnte Reiwald. „Jetzt muß ich mir einen Rückenmuskel verrenkt haben, ich werde gar nicht tragen können.“

„Warten Sie nur, ich renke ihn Ihnen wieder ein!“ rief Pfeifel, der die List merkte, und gar nicht daran dachte, darunter zu leiden. „Rückenmuskel verrenken, Unsinn! — Das paßte Ihnen, nicht wahr? Nur vorwärts! Je länger hier, je später dort.“

Reiwald, wenn er wirklich einen Versuch gemacht, sich der Arbeit zu entziehen, kam damit nicht durch; er mußte seinen Ledersack bis auf die Höhe schleppen, und durfte sich da oben nicht einmal ausruhen, oder die Aussicht betrachten, denn es zog dort ganz nichtswürdig, und außerdem wartete auch noch der andere Sack auf ihn.

Vier gute Stunden verbrachten sie mit dieser Arbeit, und die beiden, an solche Arbeit nicht gewöhnten Deutschen, fühlten ihre Glieder kaum noch. Mit dem zweiten Sack endlich glücklich oben angelangt, warfen sie sich todesmatt hinter einen aufragenden Felsblock nieder, Zug oder keinen, sie konnten nicht mehr, und kümmerten sich auch nicht einmal darum, ob ihre Pferde nachkamen oder nicht, — für die mochte Meier oder irgend jemand sonst sorgen. —

(Fortsetzung folgt.)

Friede H. Kraze

Zum 60. Geburtstag der Dichterin.

Von Dr. Ludwig Nockher-Weimar.

Friede H. Kraze, die am 5. Januar 1930 ihren 60. Geburtstag feiert, ist nicht nur durch ihre Geburt — ihre Wiege stand in Krotoschin — mit dem Osten verbunden. Von ihren großen Romanen behandeln mehrere — „Dom der Zeit", „Jahr der Wandlung", „Die Freiheit des Kolja Iwanow" und „Land im Schatten" — Probleme des europäischen Ostens und zeigen, wie stark, über den „Zufall" der Geburt hinaus, die inneren Beziehungen sind, die die Dichterin mit diesen Landschaften und ihren Bewohnern verbinden.

Früh verlor Friede H. Kraze die Eltern und kam in die alte Piastenstadt Brieg zu einer Großmutter, die volles Verständnis für das Seelenleben des zarten, phantasiebegabten Kindes hatte. Ihr hat die Dichterin später in der ergreifenden autobiographischen Novelle „Vogelfrei" sowie in „Die schöne und wunderbare Jugend der Hadumoth Siebenstern" ein unvergleichlich schönes Denkmal gesetzt. Die Schilderung der Seelennot der kleinen Hadumoth, als sie ahnt, daß die heißgeliebte Großmutter sie möglicherweise für immer verlassen wird, erschüttert stets aufs neue. Viel bedeutete für die Entwicklung des allein in der Welt stehenden jungen Menschenkindes der Aufenthalt in einer Pension. In die Zeit des Aufenthaltes in Breslau, wo sie sich auf den Lehrerinnenberuf vorbereitete, fällt auch der erste Theaterbesuch — ein Gastspiel der „Meininger" —, der für die ungewöhnlich Eindrucksfähige ein starkes Erlebnis bedeutete.

Nach Ablegung der Prüfung — mit 18 Jahren — begannen Fr. H. Krazes Wanderjahre, die sie zunächst nach Hessen, Schleswig-Holstein, auf englische Landsitze und märkische Adelsschlösser führten. Von dem hierbei gewonnenen Einblick in die Kinderpsyche legt das Kinderbuch „Was ich meiner kleinen Gertrud erzählte", beredtes Zeugnis ab. Ein fast achtjähriger Aufenthalt in Husum, der grauen Stadt am Meere, legte den Grund, auf dem später der Roman „Maria am Meer" entstand. Diese erschütternde Geschichte einer Liebe, ein Seelengemälde von seltener Kraft, enthält übrigens gleichzeitig eine entzückende Schilderung der idyllischen Verhältnisse an der „Höheren Mädchenschule" einer Kleinstadt. Aus dieser Landschaft sind auch die Gestalten des gehaltvollen Dramas „Das höhere Werk" erwachsen, die es verdienen, erneut auf der Bühne verkörpert zu werden. Hier schrieb Fr. H. Kraze auch ihren ersten Roman „Im Schatten der Welt-esche", der bereits deutlich ihre starke dichterische Begabung erkennen läßt. Auch der Kolonialroman „Heim Neuland" wurde durch Husumer Erlebnisse angeregt; er spielt z. T. an der Wasserkante, z. T. in Deutsch-Südwestafrika. Beim Lesen dieses Buches fühlt man deutlich, daß die Dichterin inzwischen auch als Mensch gereift ist; nunmehr kann man von Werk zu Werk die Fortschritte der menschlichen und künstlerischen Entwicklung der Dichterin, die bald ganz ihrem Schriftstellerberuf lebte, erkennen.

Die außerordentlich anschauliche und von feinem sozialem Verständnis zeugende Schilderung der Verhältnisse in Berlin NO in dem nächsten Roman „Die Sendung des Christoph Frei" fußt ebenso wie die Würdigung des märkischen Adels in dem gleichen Buche auf eigener Anschauung und eigenem Erleben. Welch regen Anteil Paul Heyse an dem Werden dieses Werkes bei einem gemeinsamen Sommeraufenthalt in Partenkirchen genommen, hat die Dichterin in „Unser Garten" voll dankbarer Freude geschildert.

Umfangreiche geschichtliche Studien waren nötig, ehe Fr. H. Kraze in dem Roman „Der Kriegspfarrer" die Zeit des 30jährigen Kriegs mit all ihren Greueln und den Geburtswehen einer neuen Zeit vor ihren Lesern lebendig werden ließ. Wie stark sie den Weltkrieg mit ihren Volksgenossen erlebte, zeigen die Gedichtsammlung „Vaterland, Kriegsballaden und Lieder", die Novellensammlung „Quellen, die springen" und das gehaltvolle Drama „Erfüllungen". Kurz nach dem Kriegsende erschien der Roman „Die von Brock", in dem die Dichterin sich zum ersten Male mit Problemen des europäischen Ostens auseinandersetzt. Auf dem Hintergrunde revolutionärer Unruhen spielt sich das erschütternde Schicksal einer deutsch-baltischen Familie ab. Die Dichtung zeichnet sich durch das feinsinnige Verständnis für das Gefühlsleben der Deutsch-Balten, die Anschaulichkeit, mit der die Dichterin Land und Leute schildert, und die Intensität, mit der sie sich in die russische Volksseele einfühlt, besonders aus.

In der deutschen Heimat wurzelt die Sammlung kleiner Erzählungen, in denen Fr. H. Kraze unter dem Titel „Unser Garten, eine Handvoll Schollenglück", von der Erwerbung eines Gartens bei Weimar, wo sie seit 1913 wohnt, und den Erlebnissen, die sie dort hatte, teilweise mit köstlichem Humor, plaudert. Novellen wie „Der Ring", „Die Birke von Dondangen", „Die Freier", die rasch hintereinander in den nächsten Jahren erschienen, zeigen die Meisterschaft der Dichterin auch in dieser knappen Ausdrucksform. Wie zarte Silberstiftzeichnungen sind die kleinen Bilder — in „Dies war Mariebell" — von einer jenen feinen und gütigen Frauen, denen wir zuweilen, aber nur selten, im nüchternen Altagsleben begegnen, und die wir mit freudigem Erstaunen, daß es noch so viel Vollkommenheit und Hingabebereitschaft gibt, verehrungsvoll grüßen. „Reif sein ist alles" ist die Erkenntnis, zu der sich in „Die steinernen Götter" Ingeborg von Deeren, Kind einer feinen alten Kultur, durchringt, ist der letzte Gruß, den sie vom Sterbebett im Seuchenlazarett in Üsküb in die Heimat sendet. Durch den Untertitel „Ein Roman aus der Zeitseele" weist Fr. H. Kraze darauf hin, daß sie sich in „Amey" mit Problemen der Gegenwart auseinandersetzen will; Amey von Heldburg, die Letzte eines uralten niedersächsischen Adelsgeschlechtes, muß bei der Ergründung der sozialen Frage manche bittere Enttäuschung überwinden, ehe sie den Mann findet, der für sie die ideale Ergänzung bildet und mit dem sie „neuen Frühlingen, neuem Reifen" entgegengehen will. Auch in dem Roman „Geheimnis" behandelt die Dichterin die soziale Frage, diesmal in vereinfachter und darum noch wirkungsvollerer Weise.

Immer aufs neue beschäftigt die Frauenfrage die Dichterin. „Die Frauen von Volderwick" ist die Geschichte dreier Schwestern, die in der Heimat, wo man von der neuen Zeit noch keinen Hauch verspürt hat, schwere Hemmungen für ihren Entwicklungsdrang finden, aber aus der Liebe zur Heimat zugleich die Kraft schöpfen, sich durchzusetzen und zu siegen. Im Hamburg der Inflationszeit spielt der Roman „Dom der Zeit", in dem sich Fr. H. Kraze mit anderen Zeitfragen und -strömungen auseinandersetzt. Drei Brüder aus hanseatischem Patriziergeschlecht verkörpern bei aller persönlichen Gestaltung zugleich drei verschiedene Grundtypen; der Opfertod des einen, der ganz nur für andere gelebt hat, zeigt den Menschen, daß auch in dieser Zeit aufgewühlter Leidenschaften und krassen Egoismus die Liebe in der Welt noch nicht erstorben ist.

Wie in „Die von Brock" werden wir auch in dem Roman „Die Freiheit des Kolja Iwanow" nach Rußland, und zwar in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, versetzt. Kolia, der ungewöhnlich begabte Sohn Leibeigener, der im Begriff steht, in St. Petersburg ein berühmter Arzt und Schwiegersohn eines Senators zu werden, erkennt noch rechtzeitig, daß er im Begriff stand, für das harte Los der Leibeigenen gleichgültig zu werden, und kehrt in ihre Kreise zurück, um ihnen ein Leib- und Seelenarzt zu sein. Bei aller Bewunderung der anschaulichen Schilderung äußerer Ereignisse wie etwa des Sturms auf das Pestkrankenhaus, liegt auch hier, wie im ganzen Schaffen der Dichterin, das Schwergewicht im Seelischen. Die Handlung tritt beinahe völlig zurück in dem von köstlich keuschem Duft erfüllten Roman von dem „Jahr der Wandlung", das ein Bildhauer in einem lettländischen Buschwärterhaus ver-

lebt. Aus der wundervollen Verflochtenheit des tiefinneren Erlebens der Natur der kurischen Wälder und einem ungewöhnlichen Liebeserleben gewinnt er die Stärke zur Erfüllung seines Menschen- und Künstlertums. Dieses Buch ist, vor allem im Vergleich mit den kurz vorher und nachher entstandenen Schöpfungen der Dichterin, ein besonders bezeichnendes Beispiel dafür, wie sich bei ihr das Thema die ihm gemäße Form schafft.

In „Frühling im Park“ setzen sich verschiedengeartete Vertreter der jungen und der älteren Generation mit den Zeitproblemen auseinander. Die Dichterin bringt die Tragik dieser ringenden Zeit dank ihrer Meisterschaft in der Schilderung der Seelenzustände in erschütternder Weise zum Ausdruck. Weimar und sein Park bilden den Hintergrund; das seltsame Fluidum, das von dieser Stadt ausgeht, klingt bald gedämpft, bald stärker hinein und gibt dem Buche noch eine weitere, besonders reizvolle Note.

In dem neuesten Roman „Land im Schatten“ führt uns Fr. H. Kraze wieder nach Osten. Ihre lebendige, von starker Anteilnahme am Schicksal ihrer Helden durchpulste Darstellung der Schicksale zweier Familien wird überall, besonders aber in der Gegend, wo der Roman spielt, lebhaften Widerhall finden. Ist hier auf geschichtlichem Hintergrund das Ringen eines kleinen Kreises von Menschen — als Vertreter von Tausenden — um ihr Höchstes in ergreifender Weise gestaltet, so sind vier Legenden von der Liebe, die unter dem Titel „Das Frauenherz“ vor kurzem erschienen sind, als köstliche Miniaturen zu werten. Hier kommt die Verinnerlichung wie das frauliche Empfinden der Dichterin besonders unmittelbar zum Ausdruck.

Überblickt man zusammenfassend nochmals das bisher vorliegende Werk Fr. H. Krazes, so erkennt man, mit welch heiligem Ernst sie mit den Problemen der Zeit, sei es die Entwicklungsmöglichkeit der Frau, die soziale Frage, die Erhaltung des Deutschtums unter fremder Herrschaft, ringt und eine befriedigende Lösung sucht. Gleichzeitig staunt man, in wie großer Zahl Gestalten aus ihren Büchern vor unserem geistigen Auge lebendig werden, wie anschaulich die Dichterin die Natur, selbst in Gegenden, die ihr Fuß nie betreten hat, dank ihrer dichterischen Phantasie zu schildern weiß. In reicher Fülle tauchen vor dem Geist der Dichterin immer neue Probleme und Gestalten auf, die zur Erlösung, zum Lichte drängen. So können wir von Friede H. Kraze, der wir für viele Stunden innerer Bereicherung warmen Dank schuldig sind, noch manch reifes Werk erhoffen.

Fregolis erste Fregoliaden.

Zwei Bravourstücke eines berühmten Verwandlungskünstlers.

Von Andreas v. Unger.

In Viareggio lebt in stillster Zurückgezogenheit ein Mann, dem einst die Massen der fünf Erdteile zujubelten, der berühmteste Verwandlungskünstler des neunzehnten Jahrhunderts, Leopold Fregoli, dessen Name längst zum Begriff geworden ist. Dieser Artist von großem Format arbeitet zurzeit an seinen Lebenserinnerungen, die im Frühjahr 1930 erscheinen dürften und den Lesern mindestens so viel Vergnügen bereiten werden wie früher einmal die Bühnenkunststücke des vielseitigen Künstlers, die sogenannten „Fregoliaden“. Seine bewegte und an rauschenden Erfolgen reiche Laufbahn begann in der Uhrmacherwerkstatt seines Vaters, wo der junge Leopoldo gegen seinen Willen als Lehrling arbeiten mußte. Dabei fand er schon reichlich Gelegenheit, seine fabelhafte Fingerfertigkeit zu beweisen. Zusammen mit einem Freunde (und späteren Mitarbeiter) namens Romolo Crescenzi kam er auf die Idee, als Zauberer sein Brot zu verdienen. Das erste Auftreten der beiden Zauberlehrlinge endete im „Teatro Metastasio“ zu Mailand mit einem gewaltigen Skandal: Das liebe Publikum pfiff die Anfänger aus und hätte sie am liebsten ganz gehörig — verhauen. Da ergriffen diese die Flucht und gaben es zunächst auf, sich als „Künstler“ zu betätigen.

Fregoli kehrte reumütig zu seinem gutbürgerlichen Beruf zurück, nahm aber regelmäßig an den Liebhabervorstellungen seiner Kollegen teil und erntete zwei Jahre später in der Doppelrolle eines Hintertreppendramas, wobei er den Helden und die Heldin darzustellen hatte, den ersten Applaus seines jungen Lebens. Bei dieser Dilettantenaufführung stellte es sich heraus, daß der kleine Uhrmacher nicht nur sein Äußeres, sondern auch seine Stimme wunschgemäß formen konnte: Er sang die Baßpartie ebenso leicht wie den Sopranpart. In Erkenntnis seiner außerordentlichen Fähigkeit wollte er nun zum zweiten Male auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, sein Glück versuchen. Zu diesem Zwecke mußte aber erst die Erlaubnis des gestrengen Vaters eingeholt werden, und wie der Junge sich diese holte, ist bezeichnend für seine einzigartige Kunst. Fregoli blieb eines Abends sehr lange aus, und sein Vater erwartete den Leichtsinnigen vor dem Hause. Der Bengel kam aber nicht. Statt dessen erschien ein weinendes junges Mädchen und erkundigte sich aufgeregt nach Leopoldo. Böses ahnend fragte der alte Herr die Schluchzende, was sie eigentlich von seinem Sohne wolle, und erfuhr zu seiner Bestürzung, Leopoldo habe sie verführt und im Stich gelassen. Nach dieser Beichte fiel das junge Ding in Ohnmacht, und Vater Fregoli nahm das Opfer seines Söhnleins mit in die Wohnung. Er bettete die Kleine sorgfältig auf das Sofa und versuchte sie zu trösten. Da sprang „sie“ auf einmal auf, lüftete die blonde Perücke und entpuppte sich als Leopoldo selbst. Diese erste Fregoliade des späteren Verwandlungskönigs überzeugte seinen Vater schlagkräftig von der Begabung des Sohnes, und der Alte willigte nunmehr ein, daß sich Leopoldo dem damals noch nicht standesgemäßen Artistenberuf zuwandte.

Allerdings begann die Karriere Fregolis erst zwei Jahre später; er mußte zunächst seiner Militärpflicht genügen und nahm unter General Baldissera an dem italienischen Feldzug gegen Erythräa teil. Dieser endete bekanntlich 1889 damit, daß jenes an der Westküste des Roten Meeres gelegene Land von Abessinien als italienische Kolonie anerkannt wurde. In die Zeit der Überfahrt fällt das zweite Bravourstück des Korporals Fregoli. Er flirtete an Bord mit einer schönen Frau, der leider auch sein Oberst den Hof machte. Um den schneidigen Jungen von der geliebten Frau fern zu halten, ordnete der eifersüchtige Offizier die Aufstellung einer Sonderwache an und untersagte sämtlichen Mannschaftspersonen das Betreten des den Zivilisten vorbehaltenen Deckteils. Da bediente sich Fregoli seiner Verwandlungskunst, nahm die Maske seines eigenen Feldwebels an und ging in seiner Frechheit so weit, sich bei dem Obersten als Wachkommandant zu melden. Die entsprechende Verstellung der Stimme verursachte ihm keinerlei Schwierigkeiten, und in der Tat erkannte der Oberst seinen Nebenbuhler nicht. Gegen Mitternacht entdeckte dann der falsche Wachkommandant die angebetete Schöne an Deck.

Sie war allein, der Augenblick günstig. Leopoldo lüftete sein Inkognito.

„Wie kommen Sie nur hierher?“ staunte Madame.

„Ich habe die ehrenvolle Aufgabe“, antwortete der waghalsige Liebhaber, „mich selbst von Ihnen fern zu halten.“

Nach dieser sachlichen Antwort unterhielten sich die beiden, wie jetzt der alte Fregoli selbst indiskret verkündet, über weniger sachliche Fragen.

Der alte Oberst hat aber nie etwas von seiner Niederlage erfahren, denn die Kameraden hielten dicht und Madame ebenfalls . . .

Mit diesen beiden harmlosen Gaunerstücken, der Irreführung des eigenen Vaters und des eifersüchtigen Vorgesetzten, begann der ruhmreiche Werdegang des Meisters der Verwandlungskunst.



Bunte Chronik



* **Die Stadt der kinderreichen Familien.** Einen eigenartigen Weltrekord hat die kleine Stadt Bondfield, im Bezirk Ontario, aufgestellt. Nach einer vom Stadtgeistlichen vorgenommenen Zählung stellte es sich heraus, daß Bondfield nicht weniger als 180 Familien aufzuweisen hat, die mehr als zehn Kinder besitzen. Die kinderreichste Familie besteht sogar aus 22 Köpfen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.